

matiklehrer der amüsanteste, kurzweiligste, geradezu pädagogisch-geniale Meister der Belehrung war, und daß mein Geographielehrer die Städte und Flüsse an den Fingern herunterzählte wie Statistiker ihre Lieblingszahlen. Na, also, na, bitte! Man kann aus Stroh Butterkrapfen machen und aus Butter Sägespäne, glauben Sie's mir! Aber durchaus kein Kunststück, nicht einmal eine Leistung an Belehrung und Bildungsübermittlung ist es, aus Stroh Strohbindel zu machen! Und darum eben geht es!

Ist es notwendig, das Schulbeispiel dafür zu erwähnen, wie man ernsteste Probleme mit liebenswürdiger Heiterkeit behandeln kann: Professor Heuss? Ist es ein Geheimnis, womit der Bundespräsident in so unsagbar kurzer Zeit aus einer fast völligen Anonymität zu einer mehr als durchschnittlichen Popularität gelangte? Aber seien Sie gewiß, daß er an verschiedenen Rundfunksendern als kabarettistisch abgelehnt würde, wenn er nicht eben Bundespräsident wäre! Denn die seriösen Herren wüßten nie genau, wann sich plötzlich jenes feine, kaum merkbare, überlegene Lächeln in die professoralen Mundwinkel schliche, um eine liebenswürdig-satirische kleine Randbemerkung zu begleiten. Ach, welche Angst müßten sie ausstehen um diesen so überaus unseriösen Bundespräsidenten, der sogar – Teufel, Teufel! – manchen Lacherfolg hatte. „Untragbar“, nannte man so etwas früher.

Und nun entschuldigen Sie für diese Gedankengänge einen ehemaligen Kabarettisten, der zwar auch einmal Strindberg und Ibsen spielte, und der inzwischen auch wieder sehr viel ernster geworden ist, zum Glück aber noch nicht zu ernst, um kultivierte Heiterkeit und heitere Kulturbelehrung gelegentlich freudig zu genießen!

Warnung vor dem Fremdwort *feature*

Von Wilmont Haacke

Aus dem vortrefflichen *Handbuch des Feuilletons*, dessen ersten Band unser Mitarbeiter soeben hat erscheinen lassen (Verlag Lechte, Oldenburg).

Vertreter der publizistischen Berufe mühen sich seit 1945 in unvorbildlicher Nachahmungssucht um die Einbürgerung des Wortstumpfes *feature*.

Leider wird das verstümmelte Wort häufig anstelle klarer deutscher Begriffe verwendet. Die Vielzahl seiner Nennungen hat indes nicht dazu beigetragen, seinen Sinn zu klären.

Beispielsweise gibt der Rundfunksprecher Roderich Dietze, Mitarbeiter im Forschungsbereich der Publizistik, auf Anfrage die Auskunft:

„Wir halten hier im Zeitfunk des Südwestfunks den Ausdruck *feature* auch für überflüssig. Kurt Wagenführ meinte neulich in einer seiner Vorlesungen, *feature* könne alles sein, was zwischen der bloßen Nachricht und dem dichterischen Hörspiel läge. Mit einem so undeutlichen Begriff läßt sich wirklich wenig anfangen.“

Wir haben die mannigfachsten Spezialausdrücke zur Verfügung (Hörfolge, Hörwerk, Hörbericht, Erlebnisbericht, Zeitfunk, Funkberichte, Reportage u. a. m.) und sehen nicht ein, warum nicht im Einzelfalle einer dieser Ausdrücke gewählt werden sollte.“

In einem gewissen Gegensatz zu dieser Stimme aus dem deutschen Rundfunk der Gegenwart steht eine Erklärung, die aus dem Arbeitsbereich des Archivs und des Feuilletons der Zeitung *Weser-Kurier* erbeten wurde. Darin heißt es:

„Nach Erklärungen Sachverständiger sind *features* im Gegensatz zur Reportage, die sachlich berichtet, Aufsätze, die ein tatsächliches Geschehen zum Hintergrund haben, aber frei in erzählender Form aussagen, also Dichtung und Wahrheit gemischt, wie beispielsweise Jan Molitor oder Walter Foitzik schreiben. Bei Korrespondenten, die mit amerikanischen Zeitungen arbeiten, hat sich der Ausdruck *feature* eingebürgert. Wir selbst gebrauchen ihn nicht und halten uns an die Begriffe Reportage oder Feuilleton.“

Im englischen Rundfunkwesen hat sich der Ausdruck *feature* während des Krieges 1939 bis 1945 eingebürgert. Vor dem Kriege war er noch unbekannt. In dem Buche *The radio play* (London 1949) von Felix Felton findet man über das Entstehen und die Bedeutung des Wortes erstmalig die Erklärung:

„Kulturfilmartige Sendungen heißen bei der BBC *features*. Dieses Wort hat eine interessante Geschichte. Die dramaturgische Abteilung der BBC zeigte sich in Dingen der Rundfunktechnik von Anfang an fortschrittlich und experimentierfreudig. So war es ganz natürlich, daß man ihr die Aufgabe übertrug, für Gelegenheiten wie Weihnachten und Silvester besondere Programme vorzubereiten, die als *big spot*-Programme behandelt, das heißt in Presse- und Rundfunkankündigung besonders herausgestellt (*ge-featured*) werden konnten. Dieses *featured programme* verlor im täglichen Sprachgebrauch schnell sein Endungs-„d“, und der Name wurde in Ermangelung eines anderen bald auf die Gesamtheit aller Sendungen ausgedehnt, die einen experimentellen Charakter trugen. So kam es, daß die natürliche Tendenz vieler von denen, die mit diesen Sendungen beschäftigt waren, mehr zum Dokumentarischen als zum frei Erfundenen ging.“

Jedenfalls geht die Bezeichnung auf den rundfunkredaktionellen Imperativ zurück: *Feature it!* Das heißt, stelle es heraus, hebe es hervor, Sorge für eine besonders auffallende Aufmachung. Daraus entstanden die Bezeichnungen *feature article* und *feature radio*.

In dem Wochenblatt *Bunte Blätter* fand sich auf der Beilage Film und Funk ein Artikel von Martin S. Svoboda, dem man einige zu überprüfende Bemerkungen über das Wesen des *feature* entnehmen kann.

Dieser Artikel führt insofern ein wenig weiter, als darin Ernst Schnabel ausdrücklich als *Reisefeature*-Berichter gefeiert wird. Kaum verständlich ist, wieso sich ein anerkannter Autor vom Jahrgang 1913, der einige ausgezeichnete Romane geschrieben hat (die eine gewisse Schulung bei Manfred Hausmann vermuten lassen), der außerdem während seiner Tätigkeit als Chef dramaturg am Nordwest-

deutschen Rundfunk viel Wertvolles geleistet hat, durch diese Bezeichnung als geehrt fühlen sollte.

Jedenfalls heißt es in diesem Artikel, daß Ernst Schnabel erregende Zeitdokumente in den Sendungen *Der 29. Januar 1947* und *Ein Tag wie morgen* (1. Februar 1950) zusammengestellt habe, die *feature*-Stil gehabt hätten. Im Dezember 1950 folgte das *Reisefeature: London – das Labyrinth*.

Wie sieht nach Martin S. Svoboda ein *feature* aus?

„Niemand kann genau erklären, was ein *feature* ist. Es ist bestimmt keine Hörfolge, kein Hörbericht, kein Vortrag und keine Reportage, sondern eine Form, die nur der Rundfunk kennt. Eine Mischung, in der das Leben pocht und rauscht, und in der einfach alles erlaubt ist: Wort, Musik, die Stimme des Autors, Sprecherstimmen, Originalaufnahmen, Rückblendungen in die Vergangenheit oder Zukunft, Schreie, Philosophie, Weinen, Lachen, Zitate. Eine Art Quer durch den Garten mit dem Pfeffer und Salz des Lebens.“

Der Versuch einer Inhaltsangabe oder Begriffsdeutung, wie er hierin vorgelegt wird, ist enttäuschend und recht nichtssagend. Weiter kommt man, wenn man einmal das Musterbeispiel eines wirklich meisterhaften *feature* gedruckt liest und sich danach eine Vorstellung selbst bildet. Ein Beispiel dieser Art ist die Sendung über das Entstehen des bedeutenden amerikanischen Kriegs- und Nachkriegsfilms *Die besten Tage unseres Lebens*. Das Manuskript stammt von Peter Lyon, der seine Zusammenstellung der Fakten zur Geschichte des Filmes am 3. November 1948 in New York über die Columbia Broadcasting in den Äther gehen ließ.

Seiner Sendung kann man entnehmen, daß ein gut gebautes *feature* nichts weiter bietet als Reportage oder reportage-artig zusammengesetzte Stücke der Wirklichkeit. Ausschnitte von Dokumenten, Teile von Erlebnissen werden mosaikartig sinnvoll miteinander zu einer Hörfolge (oder Artikelfolge) verknüpft. Als Zwischenakte gleichsam werden feuilletonistische Einfälle oder verbindende Kommentare, Musik oder erläuternde Geräusche ergänzend einbezogen; gewissermaßen zum Glätten, Glänzen und Polieren. Ein *feature* ist demnach nichts anderes als wiederum nur ein Zusammenspiel von Wirklichkeit und Wirklichkeits-Imitation. Ausgesuchte Fakten und feuilletonistische Zusätze werden besonders wirkungsvoll aufgemacht, überlegen komponiert, auf Effekt redigiert – das ist das ganze Geheimnis des *feature*.

Diese Deutung ist gerechtfertigt. Teilt doch M. S. Svoboda über das Entstehen der *features* von Ernst Schnabel folgende technische Einzelheiten mit:

„Sein Rezept ist simpel: Er bringt acht Tage in einer Hauptstadt zu, besucht keine berühmten Leute (das kostet unnötige Zeit), meidet Museen (sie machen knieweich), wandert Tag und Nacht durch die Straßen, spricht mit allen und jedem (mit Deutsch und Englisch kommt er glänzend durch) und macht, wo er geht und steht, seine Notizen (mit Uhrzeit). Keine Reflexionen, nur Optik, Optik!“

Wer sich mit dieser Methode des journalistischen Sammelns von Eindrücken einverstanden weiß, dem wird das Buch *Interview mit einem Stern* (Hamburg

1951) gefallen, das Ernst Schnabel aus seinen NWDR-Sendungen zusammengezogen hat. Bestechend an seinen Arbeiten ist die Unbefangenheit des Reportierens, der gewissermaßen ein Leben mit allen Sinnen voraufgegangen ist. Weswegen der sachverständige Kritiker Bruno Erich Werner im Feuilleton der *Neuen Zeitung* (Nr. 193 vom 18./19. August 1951) mit Recht über Schnabels Kunst der Berichterstattung sagt: „Wie stets, wenn ein Bericht sinnliche Anschauung mit Intensität und einem rhythmisch-musikalischen und zugleich präzisen Sprachgefühl vereint, treten Augenblicke ein, in denen die Aufzeichnungen einen dichterischen Charakter bekommen.“

Klar ist damit, wie feuilletonistisch ein *feature* entsteht. Klar wird dadurch ferner, daß es demnach nur eine aus dem Optischen der Erlebnisse ins Akustische des Sendens übertragene Form der Berichterstattung ist. Ein *feature*-Schreiber ist nur ein Reporter, ein *Reisefeature*-Berichter nichts anderes als Reise-Berichterstatter. Somit ist die Verwendung des bereits im englischen praktischen Rundfunkgebrauch verstümmelten, sinnentstellten Wortes für deutsche praktische Publizistik als überflüssig abzulehnen.

Das unnötige Wort *feature* wurde hier als Musterbeispiel dafür angeführt, wie überflüssig es ist, das neuerliche *à la mode*-Wesen mitzumachen, das durch das unkluge Übertragen des Wortschatzes der Besatzungsmächte durch Menschen aus allen Berufen, leider aber besonders aus den publizistischen, seit 1945 eingerissen ist.

Satiriker wie Philipp Moscherosch haben einst gegen die Französisierung der deutschen Sprache gewettert. Gegen das hohle *up to date*-Wesen in der gegenwärtigen deutschen Publizistik kann nicht scharf genug vorgegangen werden. Ehrhard Evers hat in dem Fachblatt *Die deutsche Zeitung* notiert, wie sich manche allzu angloamerikanisierten Leute auszudrücken pflegen.

Die kleine Satire heißt: Ein Volontär wird angelernt.

Sie lautet:

„Also passensema auf! Wennse hier bei uns was wern wolln, müssense jleich 'nen richtjen *hit* landen. Wenn der nich sitzt – *go home, amil*

Aber Sie sehn nich so aus, als obse beim ersten Schlach *groggy* wärn. Lassense sich nich ausdr Ruhe bring. Machense sich ne *time-table*. Nach der arbeitense.

Un denn; lernsema erst ne richtje *story* schreim. Wissensse, so mit handfesten *facts* drin und bißchen *human element*.

Was! Sie wissen nich, was ne *story* is? Hamse nie Ihrn Kleist jelesen?

Verjessense übriens nicht, daß überall was *background* reinjehört. Der Fachmann merkt sofort, wenn einer nich *up to date* is.

Als *columnist* müssense immer druff achten: *inside informations* jeben. Das wolln de Leser wissen.

Schreimsich'n Zettel mit 'ner handvoll *topics*, denn kommse bei der Themenwahl für die *front-es pice* nie in Verlejenheit.

Vonwejen der *headline* auf der *front-page* brauchense sich vorerst keine Sorje machen – das is mein *hobby*.

Na – wie gefällt Ihnen der *job*?

Der Volontär: Verzeihung, aber ich verstehe kein Wort . . .

Der Redakteur: Ja Mann, wo kommen Sie denn *goddam* her? Sind Sie vom Mond?

Der Volontär: Nein, nur aus Weimar. Und da sprechen die Leute, Verzeihung, heute noch deutsch.

Der Redakteur: Na also! Wie ich auch. Die Sprache Joethies. o. k.!

Der kleinen, aber notwendigen Satire möchte man therapeutische Wirkung wünschen. Es ist leider nur allzuwahr, daß der Jargon der Presse-, Film-, Rundfunk- und Fernseh-Leute durch eine unnötige Fremdwörterei verseucht wird.